

## LESEPROBEN

Victoria Hohmann, *Von Verwandlungen*, (2017)

### Auszug: „Im Café“

Auf der Schwelle des Caféhauses entglitt Herrn W. die Zeit jedes Mal. Das dunkle Holz des Raums raunte von fernen Jahrzehnten. Welt entrollte sich beim Betreten des roten Läufers im Eingang. Das Draußen blieb vor der Glastür angeleint, vergeblich nach dem Herrchen kläffend. Und dann war da sie – wie jeden Freitagnachmittag. Hinter der breiten Theke mit dem gurgelnden Kaffeeautomaten und den verschlafenen Zapfhähnen. Eingerahmt zwischen Kuchen und duftendem Gebäck tanzte und hantierte Genoveva. Wirbelnd und doch als in sich ruhendes Zentrum des Geschehens.

Sie hatte ihn schon beim Hineinkommen erspäht, grüßte mit besonderer Aufmerksamkeit, wie sie es bei Stammgästen zu tun pflegte. Er grüßte zurück. Versuchte dabei, geschäftig zu wirken. Wie einer, der lediglich einkehrt, um die arbeitsreiche Woche ausklingen zu lassen. Zufrieden stellte er fest, dass sein Lieblingstisch am Fenster frei war. Von dort genoss man eine gleichermaßen gute Sicht auf Theke und Straße. Jeden Freitagnachmittag saß W. dort, trank einen schwarzen Kaffee, aß eine süße Kleinigkeit und sah den vorbeitreibenden Menschen zu. Hin und wieder strich sein Blick wie zufällig zum Tresen hinüber oder folgte der Kellnerin durch den klingenden Raum an die Tische. Mit zielgerichteten Schritten steuerte Herr W. auch an diesem Freitag auf den üblichen Tisch zu, hängte seinen Mantel über den einen Stuhl, legte seine Laptoptasche auf die äußerste Kante der Tischfläche und machte es sich selbst auf seinem angestammten Platz bequem. Genüsslich begann er, die bereitliegende Menükarte zu studieren, als sei sie ihm völlig unbekannt. Ritual, zu dem er sich stets hinreißen ließ, auf das er Wert legte, um den Freitag in all seinen vertrauten Bahnen, Winkeln, Kurven auszukosten. Die Buchstaben wimmelten hinter dem harten Plastikfilm der Karte durcheinander, nahmen dann Stellung an, um sich ihm anzubieten. W. griff eine wohlbekannte Reihe heraus, legte sie sich zurecht wie jeden Freitagnachmittag. Am Nebentisch lachte eine Gruppe Mädchen, warf die Köpfe in den Nacken. Volle rote Lippen stülpten sich über dunkles Tischflächenholz, blubbernde heiße Quellen zerplatzten in hellen Silben. W. beugte sich rasch nach einer Buchstabenfolge. Sah sie aufmerksam an, wie er es bei der Präsentationstechnik gelernt hatte. Sie war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Dann räusperte er sich entschlossen. Heute würde er es wagen. Drei Monate waren ins Land gestrichen, das Quartal zu Ende. Nun hieß es Bilanz ziehen, prüfen, ob die Kalkulation aufgegangen war. Herr W. sah zu der Bedienung hinüber, die hinter dem Thekenschrein Pirouetten drehte. Sein Herz

schlug so laut, dass es ihm unbegreiflich war, wie die Mädchen am Nebentisch sich ungestört weiter unterhalten konnten. Er spürte, wie sich ihre Münder bewegten, ohne dass er etwas verstand. Ihre Oberkörper wippten in seinen Augenwinkeln. W. versuchte, sich zu konzentrieren. Er memorierte Entspannungstechniken, atmete in den Bauch. Sein Hemd wölbte sich über seinem einwandfrei rasierten Nabel. Herr W. nahm den Deodorantgeruch wahr, den er in der Bürotoilette aufgefrischt hatte. Punkt 16:00 Uhr hatte er die Firma verlassen. Er unterhielt ein gespaltenes Verhältnis zur Uhr im Eingang des Gebäudes. Schwarz auf Weiß zeigte sie ihm seit sieben Jahren an, wie seine Zeit verstrich. Heute waren ihm die Zeiger ausnahmsweise offene Schranke gewesen.

W. ließ den Blick durch das Café schweifen. Geschmückt mit bunten Rücken und Gesichtern, von unbestimmter Festlichkeit berauscht, hallten die Wände wieder. Im Schatten der Stimmen drang ein Lied aus den Ecken des Raumes zu ihm her. Mit einem Tusch schälte es sich aus dem Tumult. Es erzählte von einer Frau im Norden und einem Mann, der sich fragte, ob sie einen warmen Mantel gegen den Wind habe. Das Lied peitschte Herrn W. um die Ohren. Irritiert von der eigenen Emotionalität, sah er aus dem Fenster. Er musste daran denken, wie er als Junge von dem Hund in der Wildnis gelesen hatte. Wie er davon geträumt hatte auf Abenteuer zu gehen, sich zu beweisen. In seinen Träumen war er immer der Sieger gewesen. In jenem Alter hatte er Buden gebaut, mit Freunden, im Wald. Sie hatten sich gemessen: Wer am höchsten klettern kann, wer über die breiteste Stelle des Baches springen kann, wer der Stärkste ist, der Längste, der Schnellste. Sein Sohn maß sich nur noch virtuell: mittels Spielekonsolen, Apps, in sozialen Netzwerken, die Herrn W. selbst gleichermaßen überforderten wie anstregten. Wenn er den Sohn alle zwei Wochen bei seiner Mutter abholte, die den Vater des Kindes übersah, als wolle sie die Nacht wettmachen, in der sie es nicht getan hatte, stand immer das Display zwischen ihnen. (...)

### **Auszug: „Undine“**

Der Wind hatte gedreht und blies vom Festland auf die matte Fläche der See. Der Tag näherte sich seinem Ende. Die Frau zog den Schal enger um die Schultern. Sie blickte aufs Meer. Ihre Augen tasteten den Horizont ab, an dem sich kein Zeichen zeigte: kein Schiff, kein Boot, kein Riss in der Wolkendecke. Hinterrücks zwang die Dämmerung den Tag in die Knie. Die Frau hatte sich alles ganz anders vorgestellt: die Ankunft, das Meer, den Himmel. Etwas Strahlendes war ihr vorgeschwebt, doch kein Licht verzauberte die Welt zum Guten. (...)

Die See war ruhig. Fast unheimlich ruhig. Als gäbe sie sich absichtlich einen unscheinbaren Anstrich. Die Augen der Frau tasteten die wandlungsfähige Haut des Wassers ab. Sie war dunkel und von kraftvoller Spannung. Als läge ein unendliches Geflecht elastischer Muskeln und Bänder unter ihrer Oberfläche. Der Blick der Frau fiel auf ihre Füße. Sie schienen dem Meer ähnlich. Die Fersen im Sand, streckten sie sich sehnig dem Wellensaum entgegen, sandüberzogen, mysteriöse Wesen, Schritt für Schritt den Wogen am Ufer entstiegen. (...)

Mit festen Handbewegungen begann die Frau Fußsohlen, Spann, Zehen zu massieren. Sand rieselte in den Sand ringsum. Die Körner rieben die Haut rot, die trotzdem kalt blieb. Die Frau streifte ihre Strümpfe über, schlüpfte in die Schuhe. Das brachte ein wenig Wärmegefühl zurück. Sie stand auf, zittrig vor Kälte. Die Zeit war ihr entglitten, am Rande des Meeres. Der Tag, nur mehr Schatten seiner selbst, bereits zu anderen Ufern des Erdballs gezogen. Mit schnellen Schritten machte die Frau sich auf den Weg zum Hotel. Ihr Schuhwerk klapperte auf den dunklen Dielen des Holzstegs durch die Dünen. Die Strandpromenade lag menschenleer da. Die Menschen saßen entlang der Häuserfront hinter großen beleuchteten Glasscheiben. Sie studierten Speisekarten, aßen und sprachen. Die Frau sah, wie sich ihre Münder bewegten, beim Kauen, beim Sprechen, sah ihre Köpfe aus festlicher Kleidung ragen wie seltsame Tentakel. Niemand schien sie zu bemerken, blickte zu ihr hinaus. Unsichtbar erreichte sie ihr Hotel. Bereits in der Drehtür des Eingangs empfing sie behagliche Wärme. In der verspiegelten Hotellobby leuchteten ihr ihre geröteten Wangen entgegen. Die Frau musste unwillkürlich lächeln. Der Beweis ihrer Existenz erleichterte und amüsierte sie gleichermaßen. Die Wände warfen ihr Lächeln zurück in den Raum. Guten Abend, sagte der Portier. Er sagte es so freundlich wie nebensächlich. Guten Abend, erwiderte die Frau. Das Lächeln in ihrem Gesicht war bereits wieder erloschen. Mit wenigen Schritten erreichte sie den Fahrstuhl. Sie drückte die Vier, für die oberste Etage, schritt, als die metallene Tür sich öffnete, auf scharlachrotem Teppich Zimmer 24 entgegen. Hinter der Zimmertür bot sich ihr eine Atmosphäre von wohlwollender Neutralität. Die Gegenwart des Raums war frei von Vergangenheit. Er schien wie eine Festung wider die Welt. Gestärktes Leinen, frische Handtücher, Möbel ohne markante Charakterzüge. Das Zimmer gehörte sich selbst. Kein Mensch war imstande es für sich einzunehmen. Es bot Schutz, solange man dessen bedurfte. Auch Ruhe, Ungestörtheit, die Illusion einer Sphäre in der alle Uhren auf der Stelle tickten, nie eine Stunde schlug. Die Frau meinte, eine Ahnung ihrer Vorgänger im Raum zu spüren, homöopathisch verdünnt, bloß energetische Information, die von Urlaub kündete – vielleicht von Freiheit, von Selbstvergessenheit, auch von zugestandenem Abenteuer, die das Zimmermädchen diskret fortgewischt und mit dem Reinigungswagen davongefahren hatte.

(...)

## Auszug: „Brücken“

Die Kirchenbank war hart. Seit Ewigkeiten hatte er hier nicht mehr gegessen – zuletzt als Akne-Geplagter, irgendwann, in einer unumgänglichen Christmette. Ein Hauch von Weihrauch lag in der Luft, heute wie damals. Dieser Geruch, harzige Schärfe, schneidend und benebelnd, das Einzige neben dem Orgelspiel, was Christoph je am Kirchgang erträglich gefunden hatte. Es hatte ihm gefallen, in Kindertagen, weil der gebieterischen Großmutter schwindelig davon wurde. Ganz schief hatte ihr strenger Dutt gegessen, nach dem Besuch des Bischofs, bei dem Schwaden seltsamer Nebelgeschöpfe durch das steinerne Skelett des Kirchenschiffs gezogen waren. Und dann, der herrliche Eklat, als sein Freund Richard wegen des Geruchs in die Kirchenbank gekotzt hatte. Weihrauch ist nur was für die Harten, soviel war klar gewesen. Längst war die Großmutter tot – hinübergegangen, wie man zu sagen pflegt. Jetzt war auch Richy fort, abgehauen, wie er es schon als Jugendlicher erträumt hatte. Damals stand Chile als Ziel: einmal ans Ende der Welt, nach Feuerland. Aber schließlich hatte es doch nur für die Balearen gereicht, das Geld, die Zeit, der Mut – wer weiß das schon so genau – das Leben eben.

(...)

*Mutter und Vater:* Weißt du noch: Du und Richard, ihr hattet diese Wasserbomben, diese Luftballons, mit Wasser gefüllt, Papa hatte sie zum Geburtstag, wie warm es war, meine Güte, eine Schlacht mit diesen Dingen, das konnte ja nicht, ich hab`s ja geahnt, wir, aber dass ihr dann, also die Frau Michel, also wirklich von oben bis unten, wie ein begossener Pudel, also, dein Vater hatte sich schon, was sollten wir denn machen, du musstest, der Richard hatte ja auch Hausarrest, versetz dich doch mal in unsere Lage, so eine Entschuldigung ist doch das Mindeste, das ging ja noch ewig rum in der Nachbarschaft, ach, hoho komisch war es schon, wie sie so triefend dastand, mit der Heckenschere in der Hand. Weißt du noch. Der Richard und du, eigenwillige Bande, Bengel hoho, wie dein Großvater – hat die Oma immer gesagt, der hat ja auch nicht lange naja, auffällig um jeden Preis, diese Frisuren, wie die Verrückten nur mit diesem Streifen, Leukämie-Kranke hat die Frau Michel gemeint, aber auch naja, ich hätte mich das nicht getraut, lange Haare zu unserer Zeit, der Opa hätte bestimmt gelacht, aber Mutti, nie hätte die deinen Vater so ins Haus gelassen. Weißt du noch.

(...)

## Auszug: „Hater“

Raster. Laser. Trotzdem so viel Raum. Einbrüche jederzeit möglich, Umstülpungen. Muster, Jahresringe von Daumen. Like – dislike, kein Netz widersteht dem Schwarm. Politiker schweben in ihren Personal Bubbles, an Menschen vorbei. Vielleicht verdient, beiderseits. Einerseits, andererseits. Abends vor dem Teletransporter, irgendjemand hat das mal so genannt. Der Sogenannte, der Weltenvermittler, die Kiste. In die Röhre glotzen, das ist passé, jetzt: Mattscheibe, Ultra High Definition. Gerangel um den besten Sendepplatz, Sofaplatz. Er muss sich da keine Sorgen machen, er, der Mann der Geschichte, dieser Geschichte. Der Mann hat einen 3-Sitzer für sich, eine Wohnlandschaft. Dazu 65 Zoll, 3D, Energieeffizienz A. Das nennt man ein Gegenüber, wenn da wer spricht.

Wenn er on ist, nicht in line, mit was auch immer, dann wird der Mann jemand. Im Hamsterrad der globalen Zoohandlung, wer ist er da schon. Für sich kann er sein. Von der Wohnlandschaft durch den Monitor in die Welt schauen. Sie steht abrufbereit für ihn auf der Kommode. Allabendlich, allnächtlich, after work. Er genießt es, sich Länder anzuschauen, sitzt mit Prominenz in Talkrunden, schluckt Informationen wie die morgendlichen Mineralstoff-Vitamin-Kombinationen. Gegen Mitternacht halsbrecherisches Surfen durch Brandungen diverser Portale – wichtig: Das Auskosten der Kommentarfunktion. Es macht ihn zum Superhelden. Tausend Namen gibt sich der Mann nachts, tausend Gesichter. Er fletscht die Zähne, heult in der Kriegsbemalung des Mondlichts, springt unversehens aus dem Datendickicht Wildfremde an. Er liebt es, wenn sie sich winden, in seinen Fängen, sich wund schürfen in seinen Digital Footprints, seinen Launen ausgeliefert, seiner Zerstörungstollwut. Eine Stunde, im Zeichen der Mitternacht, im Schutz der Schatten, im Sog des uhrzeitlichen Nullpunkts gewährt er sich stets. Es gilt Beute zu machen, koste es, was es wolle. Der Hass, den er erntet, ist ihm süße Lust. Ein Stilleben ist das Netz dem Mann, voll praller Früchte, geheimnisvoller Symbole, erregender Gefahr. Vanitasmotive, wohin man auch schaut. Schrill sich überbietende Selfies, künstliches Carpe Diem, mahnendem Memento Mori auf der Flucht.

Der Mann lacht, wenn er allein ist, lacht er gerne. Er stampft mit dem rechten Fuß auf, und auf, absichtslos, natürlich, von Verzückung geschüttelt. Galopp packt seine Schläfen, in Forenarenen – höllischer Ritt seine Schläfen, in Forenarenen – höllischer Ritt durch die Tiefen des World Wide Web, Sporen ins Fleisch treiben.

(...)

## Auszug: „Sprengkörper“

Sprengkörper hatten dem Kind schon immer Angst eingeflößt. Es lagen Alte unterirdisch, Blindgänger, der Nachkriegsgeneration auflauernd. „Achtung“, pflegte die Mutter zu warnen, vor dem eingezäunten Dreieck hinter der Neubausiedlung, verwildertes Terrain, Zutritt verboten. Heckenrosen rankten dort, wilder Holunder, brusthoch wucherte das Gras im Sommer, ungemäht.

„Eine Mutprobe, eine Mutprobe“, hatte Peter gefordert – aber Helen war weggerannt, hatte nicht einen Gedanken daran verschwendet. Wenn sie das Dreieck mied, würde ihr nichts geschehen – so hatte sie gelernt. Der Krieg war ein weggesperrtes Ungeheuer, eingezäunte Vergangenheit, deren Heimtücke man umgehen konnte. Entlang des Zauns ließ sich nach Lust wandeln, auf gestutztem Grün, in das Dickicht spähen mit wohligh-gruseligem Schauer im Nacken; Spiel, mit Peter, allein, im Hopselauf die Angst umrunden, bis die Mutter an den gedeckten Tisch rief. Nun war die Angst ausgebrochen, in die Welt, aus dem Dreieck war sie gesprungen, hoch über den Zaun, als wäre der nichts – oder tief unter ihm durchgetaucht. Die große alte Bombe, die bis jetzt unter der Erde gerostet hatte, war zum Leben erwacht.

(...)

Schon morgens in der Kita berichteten andere Kinder von einem „Anschlag“. Ein „Anschlag“ war das, was „Attentäter“ machten – mit ihren „Sprengkörpern“ – und manchmal auch irgendwie ohne. Jetzt sprach der dicke Moritz davon, dass es einen „Anschlag“ mit einem Lastwagen gegeben habe – und Lisa mit der großen Brille wusste von „Maschinengewehren“, mit denen „Attentäter“ in Cafés auf Leute beim Kuchenessen geschossen hatten.

Draußen in der Sandkuhle, wo es den großen Lastwagen gab, mit der gelben Ladefläche in die man Berge von Sand schaufeln und herumfahren konnte, fragte Helen den dicken Moritz, ob das so ein Lastwagen gewesen sei.

„Größer“, erklärte ihr Moritz. Es sei ein richtiger LKW gewesen.

„Für Sand?“, fragte Helen.

Das wisse er nicht – gab der dicke Moritz zu – aber mit riesigen, schweren Rädern, mit denen er Menschen zermalmt hätte.

Zermalmt?

Ja, wie Kekse. Sodass nur Krümel blieben. Eklig, was.

Eklig.

Sie hatten keine Kekse, um das auszuprobieren, aber Äste und Blätter. Der dicke Moritz fuhr mit dem großen Lastwagen mit der gelben Ladefläche kreuz und quer durch die Sandkuhle und dann über die Äste und Blätter und über die Äste und Blätter und. Die Äste und Blätter verhakten sich

zwischen den großen schwarzen Plastikreifen, die sich so nicht mehr drehen wollten und dann dauerte es eine ganze Weile, bis der dicke Moritz sie wieder herausbekommen hatte. Helen versuchte, ihm zu helfen, aber Moritz sagte nein und dass sie allein daran schuld sei, weil das Überfahren nur mit Keksen gegangen wäre, weil die in den Sand gebröselst wären, anders als die doofen Äste und die doofen Blätter, die zwischen den Reifen in der Lenkung hingen.

(...)

### **Auszug: „Von Bäumen“**

(...)

Die Stadt vermisste Land. Je größer sie war, desto inniger. Das hatte Dina erfahren. Unverhofft keimte in Spalten zwischen Pflastersteinen und Asphalttritzen Sehnsucht nach Ursprünglichkeit. Das Verlangen nach Verwurzelung wurde sich seiner erst in Unwirtlichkeit bewusst. Dina hatte schon oft darüber den Kopf geschüttelt; aber sie hatte auch geseufzt, denn man konnte daran zugrunde gehen. (...)

In dieser Nacht war es zum ersten Mal geschehen. Schlag Mitternacht waren Luftwurzeln aus den Gliedern der alten Frau gefahren. Leuchtfäden hatten sich aus ihrem Hirn gewunden und mit den Gestirnen verflochten. Dina war zusammengefahren, verwirrt von den Verwachsungen, starr vor Schreck. Doch ihr war nichts geschehen, im Gegenteil: Auf wunderbare Weise hatte sie sich verankert, im Einstehen für sich. Gewissheit hatte sich in ihr ausgebreitet so, bei günstiger Witterung, zweihundert Jahre und mehr überdauern zu können, dem Schmerz und jedweder weltlichen Demenz zu entkommen. Ausgesogen, abgetan, abgewunken, hatte sie sich geglaubt; stattdessen war sie auf geheimnisvolle Weise über sich selbst hinausgewachsen. Ihr Stündlein hatte geschlagen, im bedrohlich tickenden Lebenslauf. Null hatten die Zeiger geboten. Dina hatte an sich herabgeblickt und festgestellt, dass sich massive Wurzeln aus ihrem Rumpf in die Erde bohrten. Sie hatte sich nicht dagegen wehren können; als sei sie reif gewesen. (...)

Als Kind hatte Dina gelernt, still zu sein. Das war wichtig gewesen, wenn die Bomben fielen. Sie hatte gelernt, wegzulaufen, nach Schlupflöchern Ausschau zu halten. Mit ihren schweren, beschlagenen Schuhen war sie durch den Staub so vieler Tage gestapft – Schwarz-Weiß-Aufnahmen, trotz Sonne. Immer wieder hatten Flugzeuge den Himmel verdunkelt. Sie brachten den Tod aus der Luft, wie die Erwachsenen warnten. Dina hatte nicht verstanden, was Tod bedeutet, aber geahnt, hatte sie es. (...)

## Auszug: „Avatare“

Ich nehme mir einen Körper. Es ist kein realer Körper. Es ist der Körper von Antonia Marks. Antonia ist siebzehn Jahre alt und weint. Sie weint, weil sie meint, Liebeskummer zu haben. Vielleicht hat sie tatsächlich Liebeskummer. Der krümmt den Körper. Das Herz wiegt schwer. Trotzdem streife ich ihn mir über. Die Beine sind ein wenig eng, Röhrenhose, skinny. Der Oberkörper passend dazu slim fit, fast zerbrechlich, dass ich mich kaum traue hineinzuschlüpfen. Ich tue es trotzdem. Die Haut entpuppt sich als überraschend robust: Gummidress, der sich irritierenderweise aber nicht meinem Körper anpasst, sondern der sich ihm. Ich staune, knöpfe den Leib vorne zu, bis hoch über die kleinen festen Brüste. Und dann: Der Klettverschluss bis zum Scheitel. Das geht problemlos. Dunkles Haar, an diesem Stoff, der nun meine Haut ist. Mandelbraune Augen, wie aufgestickt; trotzdem sehe ich hindurch, seltsames Gewebe. Ich verstehe gar nicht, wie das funktioniert – aber schließlich auch nicht, wie ich in diesen Leib passe, so viel stämmiger als Antonia – nicht dick, aber. Jetzt bin ich so zart. Antonia, sage ich laut zu meinem Spiegelbild. Antonia, antwortet es.

(...)

Es braucht mal etwas ganz Neues – hat meine Lektorin kürzlich gemeint. Roland, stell mal die Welt auf den Kopf, der Buchmarkt braucht Innovationen, Neuland, du verstehst.

Ich hatte keine Lust zu verstehen, nickte dennoch. Ich steckte im Sediment des Erlebten, da stecke ich meistens – schließlich bin ich Schriftsteller.

Roland, die Zahlen stimmen nicht. Es ist einfach nicht. Meine Lektorin sah aus dem Fenster. Draußen stand ein Baukran.

Rentabel – habe ich gesagt – rentabel, sag es ruhig.

Hm, hat sie gemacht. Dann: Ob ich mich. Ja. Ja, ja, ja. Das wäre es: In ein junges Mädchen.

Ein Mann in den besten Jahren in ein junges Mädchen.

Ja. Ja, ja, ja, Roland. Denk an die Bloggerinnen, Instagram, das Potential. Süß, spannend, optisch ansprechend, so klappe das.

Mainstream, Niveau, Berufsehre – warf ich ein.

Dienst-Leistungs-Verhältnis – sprach meine Lektorin. Im Korrigieren ist sie unschlagbar. Ja. Ja, ja, ja, Roland. Hinein und. Herausforderung.

(...)